

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 21 (1931)

Heft: 10

Artikel: Eynars Töchter [Fortsetzung]

Autor: Speck, Georg

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635302>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Sennepodse in Wort und Bild

Nr. 10
XXI. Jahrgang
1931

Bern,
7. März
1931

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder. Buchdruckerei. in Bern.

Lebenszweck.

Von Friedrich Rückert.

Gib acht, was suchst du denn mit deiner Arbeit streben?
Es soll Befriedigung dir deiner Wünsche geben.

Was ist dein erster Wunsch? wohl Gut und Elagentum?
Und was dein anderer? vielleicht auch Ehr und Ruhm?

Wann aber hat ein Mensch an Gut und Ruhm genug?
In beiden also suchst du nicht Befriedigung.

So suchst du vielleicht dir selber zu genügen,
Ein Werk nach deinem Sinn und deiner Kunst zu fügen?

Wann aber tatest du dir jemals selbst genug?
Auch die Befriedigung des Wunsches ist ein Trug.
Und keine andre bleibt, als deine Lieb' und Stärke.
Zu weihen treu dem dir von Gott vertrauten Werke.
Tust du, soviel du kannst, so tust du ihm genug,
Und dies Gefühl allein genügt dir ohne Trug.
Dann kommen wohl von selbst die Güter auch und Ehren:
Und wenn sie bleiben aus, so kannst du sie entbehren

Egnars Töchter.

Roman von Georg Sped.

10

Aus der Wirtstube klangen Billardkugeln. Da mochte er nicht hinein. Er ging darum weiter, in den Garten hinein. Dieser war gänzlich leer. Nachdem er von hinten an die Fensterscheiben gelopft und eine Flasche schweren Weltlinier bestellt hatte, setzte er sich in einen Winkel. Die Wirtin kam, stellte die entkorkte Flasche und ein Glas vor ihn hin auf das runde Tischchen und meinte während des Einschenkens, es werde bald Nacht sein, ob er nicht lieber hereinkommen wolle. Er antwortete, daß ihm das nichts ausmache, im Dunkeln zu sitzen, auch sei der Abend zu schön. Er bat, sich seinem Wegen nicht zu inkommenden und warf das Geld für seinen Wein auf den Tisch, daß es lustig klinge. Ein Mann, der eben in den Torweg trat und vor der Wirtstube stehen blieb, kam bei dem Geräusch in den Garten heraus. Die Wirtin grüßte ihn im Weggehen mit einem Knids: „Guten Abend, Herr Syndikus.“

Der Syndikus rief von weitem: „Ei, sieh da, Marzelin! Und diese große Flasche allein! Darf ich auch kommen? Wir machen Halbpart. Schnell, Frau Wirtin, noch ein Glas!“ Darauf setzte er sich an Marzelins Tisch und schüttelte ihm die Hand.

„Nun, was macht die Kunst?“

„Die Kunst?“

„Ja, Sie sind doch Dichter!“

Marzelin gab es einen Stoß. Plötzlich stand sie vor ihm, die ihn so genannt, in ihrer ganzen Schönheit und Rätselhaftigkeit. Er sagte traurig: „Sie wollen wohl damit sagen, ein Hanswurst.“

„Aber durchaus nicht!“ verwahrte sich jener erstaunt. „Ich habe doch Ihr Festspiel gesehen; nun, vielleicht verstehe ich zu wenig von solchen Dingen. Aber es hat mir gefallen, halb Märchen, halb Stadtgeschichte, wie es war. Und unstrittig hatten Sie Erfolg.“

„Erfolg. Der Beifall der Menge richtete sich zumeist nach Lärm und Erfolg und nicht nach dem Wert einer Sache. Ein erfolgreicher Lärm, ein lärmender Erfolg. Erfolg ist wie ein Licht, das die Motten anzieht, und die meisten Menschen sind Motten.“

„Das kann wahr sein. Hm. Sicherlich lag Talent darin. Es war eine Dichtung. Alle Welt, oder, wenn Sie heute so kritisch sind, unsere Welt jubelte Ihnen zu, nannte Sie einen Dichter. Warum schrieben Sie es denn sonst?“

„Weil ich unruhig war und nicht schlafen konnte. Weil ich mir Luft machen mußte, um nicht zu ersticken. So ist es. Dann wurde dieses daraus und zufällig gefiel es, machte den Leuten Vergnügen. Es scheint so. Die Stadt gab mir ein Geschenk, zehn Goldstücke in einem Etui. Man lud mich zum Essen ein, bot mich herum wie ein neues Spielzeug, das die Neugierde befriedigt. Ich selbst war wie herauscht. Durch die Frauen vor allem. Es ist so schön, die Achtung der anderen zu besitzen! Aber was will das heißen? Wenn ich heute um etwas bitten wollte — was ich übrigens nicht kann —, würde ich keine Brotkruste erhalten. Eine war da, schöner als alle. Florentine. Ich fragte heute ihren Vater um ihre Hand. Aber er meinte: „Schlagen Sie sich das aus dem Kopf. Ich habe

meine Tochter für etwas Besseres erzogen.“ Er schlug die Hände vor das Gesicht und man hörte durch die beginnende Dunkelheit, wie er Tränen schludete.

„Hol' mich der Teufel!“ schrie der Syndikus. Und nach einem Nachdenken fügte er nachdenklich hinzu: „Hören Sie, Sie sind ein sensibler Mensch, und ich möchte Sie nicht durch offenes Mitleid beschämen. Reden nützt da auch nicht viel; das will selbst verdaut sein. Nur — nehmen Sie es dem Doktor nicht übel. Er hat Ihnen weh getan. Das glaube ich schon. Aber es ist vielleicht besser so. Im Grunde genommen seid ihr beide zu ähnliche Naturen. Er ist ein so prächtiger Mensch; aber gar nicht praktisch, genau wie Sie. Ich glaube ihn gut zu kennen. Er kennt sich auch und hat Angst, vor sich, vor seiner negativen Romantikernatur, die eine schöne, aber auch eine schwierige Sache ist ohne Geld, und Kapri wird ihm wahrscheinlich auch noch genug zu schaffen machen. Seine stolze Frau hätte noch viel weniger zugestimmt. Und Florentine — ich möchte wetten, daß Sie sich mit ihr gar nicht erst ins reine setzen —, die schöne Dame in Ehren, sie ist sehr korrekt, aber eine kalte Rechenmaschine. So glaube ich wenigstens, wenn ich meine Meinung sagen darf. Wer sich nicht brennen will, muß sie meiden. Unser Bankgeschäftlein ist überhaupt nichts für Sie. Schreiben Sie! Dichten Sie!“

„Ach“, sagte Marzelin, „ich bin kein Dichter, wenigstens keiner, der Geld verdienen kann. Wie kann ich schreiben, wenn es mich nicht drängt und treibt? Ich lebe höchstens wie ein Dichter. Das ist auch schön, aber meistens schwer. Ich kenne nur einen, der als Dichter gleich groß war in seinem Leben und seinem Werke. Er lebte vor hundert Jahren in Weimar.“

„Hören Sie einmal, Sie werfen Ihren Stod aber hoch hinauf.“

„Soll man nicht das Beste als Vorbild wählen? Das andere reduziert sich dann von selbst.“

Der Syndikus brummte etwas, das man nicht verstand. Dann fuhr er laut fort: „Ich möchte Ihnen auf den Kopf zusagen, daß Sie noch eine ganze Menge geschrieben haben und noch schreiben können. Vor allem Verse. Heraus damit!“

„Nein, nein!“ wehrte Marzelin. „Das wäre wie bei dem Festspiel. Der Rausch ist ja schön, aber er ist die Folgen, sagen wir den Razenjammer nicht wert. Wie kann ich fremden Menschen etwas sagen, welche ich nicht kenne? Damit Krethi und Pletchi sich an mich drängt —“

„Sie sind ein stolzer Herr“, warf der Syndikus ein.

„Und vor allem“, fuhr Marzelin fort, „schäme ich mich.“

„Was?“

„Tawohl, ich schäme mich. Würden Sie es wohl fertig bringen, hüllenlos, nackt in der Stadt herumzulaufen vor allen Menschen?“

Der Syndikus schien große Lust zu haben, einen schlechten Witz zu machen. Er besann sich jedoch rechtzeitig eines Besseren und meinte nur: „Hm. Ich glaube nicht.“ Er mußte aber doch noch ein kleines Schwänzlein dranhängen und fügte hinzu: „Jedenfalls würde ich es mir überlegen, schon wegen des Staatsanwaltes.“

„Sehen Sie! Wie soll ich dann den Leuten, fremden Leuten, meine Seele nackt vorzeigen können. Ja, wenn Florentine —“

Tener war verblüfft. Dann begann er: „Passen Sie auf, daß die Psychoanalytiker Sie nicht am Widel kriegen. Sie konstruieren Ihnen mit Leichtigkeit, daß Ihr Zustand frankhaft ist, wegen verschobener Komplexe, unterdrückter Lustgefühle, was weiß ich.“

„Psychoanalytiker?! Bei mir handelt es sich einfach um Florentine, um Glück und Unglück. Uebrigens sind jene Zeiten doch vorbei, wo alles auf eine Nuditätenchnüffelei herauskam und man darauf ausging, jedes Ding, Mensch und Kunstwerk, auf eine sexuelle Formel zu bringen.“

„Na ja“, beschwichtigte der Syndikus, „die Sache ist nur die, daß zu viele von diesen Dingen reden und zu wenig sie verstehen oder sich nicht mit sich selbst befassen. — Also Sie sind eigensinnig, sind nicht regsam, nicht strebsam, haben keine Elsbogenfrechheit — sagen wir: Sie sind zu nobel, zu stolz für unser Jahrhundert. Das sind alles arme Kerle, die früher oder später zugrunde gehen, auch ohne gerade Dummköpfe zu sein. So kommen wir nicht weiter. Sie müssen sehen, daß Sie fortkommen von hier, wenigstens für einige Zeit, nachher werden Sie die Sache ganz anders ansehen. In Ihrem Bänklein werden Sie auch noch allerlei auszukosten haben. Ich würde mich wundern, wenn Ihnen der junge Butti das Leben nicht noch recht sauer mache.“

Der junge Unglücksman bekam wieder einen tüchtigen Stich. „Butti! Nun, wenn ich gerecht sein will, wenn ich ihm fremd gegenüberstünde, müßte ich sagen: Der Mensch stinkt vor Hochmut drei Meilen in der Runde und könnte mit seinem apodittischen Gebaren sämtliche Volkstriibünen ausstatteln und weiteren Bedürftigen noch reichlich von seinem Stolze abgeben. Sonst mag er jedoch ein brauchbarer Mensch sein, nicht schlimmer als mancher andere, mehr eingebildet als ausgebildet. Aber da ist Florentine —“

„Da haben wir's! Sie sind doch nicht gerade ein Dummkopf, höchstens ein Kindskopf. Dafür werden Sie das Glück haben, kein Stumpfsack zu sein und lange jung zu bleiben, was zwar, wie Ihr Fall zeigt, nicht immer ein Glück ist. Nun also, wie wäre es mit dem Verwaltungsdienst? Da sitzt doch so mancher in einem Lemklein, der kaum fähiger ist als Sie. Ich bin leider noch nicht so weit, Ihnen zu helfen. Rennen Sie denn niemand?“

„Ich kann doch nicht betteln gehen bei einflußreichen Männern? Nein, ich kenne niemand und bin auch nicht geschmeidig genug. Und dann, heute werden wir von den Juristen verwaltet.“

„Also! Haben Sie nicht die Matura? Studieren Sie weiter, auf Jus.“

„Ich habe kein Geld. Und dann, es scheint mir ein Mangel zu sein, wenn unser Recht so kompliziert ist, daß der gewöhnliche Bürger, der doch den Staat ausmacht und dem es dienen soll, es nicht mehr versteht, ein Stand allein es beherrscht und wer es sucht, es bezahlen müssen muß. Daraus geht hervor, daß die Gleichheit vor dem Gesetze fiktiv ist. Denn wer am meisten bezahlen kann, kann sich das Teuerste und damit das Beste kaufen.“

Der Syndikus protestierte: „Ich bin auch Jurist, he! Und Sie sind heute ein ganz verrücktes Huhn.“

„Warum schimpfen Sie? Wer schimpft hat unrecht.“

„Aber es muß doch etwas mit Ihnen geschehen!“ sagte der Syndikus aus der Dunkelheit heraus, die längst herein-

gebrochen war. „Trinken wir zuerst einmal.“ Er verwunderte sich: „Die Flasche ist auch schon bald leer.“ Und dann schlug er vor: „Es bleibt nur noch ein Weg: Treten Sie in meine Partei; ich werde schauen, daß Sie vorwärts kommen.“

„Aber“, begann Marzelin, „schimpfen Sie dann nicht wieder. Warum soll ich nicht meine Meinung auch einmal in aller Stille und da es sich so fügt, sagen dürfen, wo andere mir ihre Meinung jeden Tag mit großem Lärm aufdrängen? Nun also, wir werden heute, und vielleicht immer, von Parteien beherrscht. Sie werden mit ihrem ewigen Gezänke noch unser schönes Land zugrunde richten. Es hat zu viel politische Geschäftleinmacher; ich kann nicht auch noch dabei sein, tauge auch nicht dazu.“

„Das ist aber naiv.“

„Was ist das, eine Partei? Die Etikette stimmt nicht immer mit dem Inhalt der Flasche überein. Eine Fahne kann auch nur ein Stück Tuch sein, ein Programm, eine Zusammenstellung von Schlagworten, um Wähler und damit Macht zu gewinnen. Und dann, zu welcher Partei soll ich gehen? Zur Fortschrittspartei. Sie ist heute am Ruder, morgen vielleicht die andere. Sie haben das Geld, den Intellekt. Aber sie sind nicht immer weitsichtig, nicht immer großdenkend. Sie sprechen von Recht und meinen ihr Portemonnaie. Ich habe weder Ansehen noch Geld und würde also dort nur verachtet werden. Ich bin ein Fortschrittmann, gewiß, aber ich bin kein Mann der schönen Weste.“

„Sie sind Anarchist, Sozialist!“

„Nein, ich bin nur unglücklich.“

„Oder sehr jung.“

„Eben darum; das schließt das andere in sich. Nebri gens, Sie sagen, ich sei Sozialist. Das ist möglich. Aber ich glaube nicht, daß die rote Krawatte den Sozialisten ausmacht. Ich habe keine. Ich glaube jedoch, daß der Sozialismus zeitgemäß ist und viele Werte in sich faßt. Er ist der Sauerteig des Staates. Er ist ein Schritt auf dem Wege zum Menschenrecht und ich wünschte, daß jedem sein Recht würde. Er ist das Volk, jene dunkle Menge der Unbekannten, gut und fruchtbar wie die Mutter Erde, verborgene Schätze in sich bergend, der große Quell, aus der alles Leben quillt, das dunkle Erdreich, aus welchem Bäume zum Himmel wachsen, aus deren Holz die Großen geschnitten werden. Das ist mein Sozialismus. Der andere, der von heute ist mir zu brutal. Sie sprechen von Recht und meinen ihren Magen. Ihr Hass wirkt zerstörend, gestachelt von den ewig Hungrigen, dem Lärm der Ehrgeizigen, die darauf ausgehen, aus unserer schönen Welt ein einziges großes, graues Gefängnis zu machen, in der Hoffnung, Aufseher darin zu werden. Und doch blieb von Griechenland nichts als die Schönheit lebendig.“

Was soll ich dort? Ich bin ein stiller Musikan und ich glaube, es wäre besser, wenn es mehr solcher hätte. Es wird zu viel sogenannte Politik getrieben. Was ist Politik? Politik ist ein Unglück. Die beste Politik ist Aufrichtigkeit und Wohlwollen. Ich bin der Meinung, daß der Wille zur Macht noch selten so groteske und verderbliche Maße zeigte wie heute. Der einzelne und die Gesamtheit sind von ihr besessen. Und dabei redet man stolz von Kultur —“

„Na, hören Sie“, unterbrach hier der Syndikus, „sind Sie fertig mit Ihrer Suada? Schade, Sie sind der ge-

borene Volksredner. Aber zu naiv. Hol mich — nun, ich will nicht fluchen. Sie sind, wie soll ich sagen? Sie sind ein Dichter. Mit Ihrer Laufbahn ist es also Essig; denn auf diese Weise kommen Sie Ihrer Lebtag zu nichts. Und der Wein ist auch ausgetrunken. Gehen wir nach Hause.“

Der Abend war warm wie eine Juninacht und der Himmel voller Sterne. Der Syndikus fasste den anderen unter dem Arm und führte ihn heimwärts. „Sie sind eigentlich doch ein lieber, dummer Kerl, ganz wie der Doktor, nur ein bißchen ein anderes Format. Wenn Sie jetzt alles herunterreißen, können Sie es denn besser machen?“

„Ich nicht allein. Alle müssen so denken wie ich, alle danach handeln.“

„Versteht sich. Das sagt jeder Apostel. Also die vorgeschlagenen Lebenswege gefallen Ihnen nicht. Was würde Ihnen denn gefallen?“

„Ein Stück Erde, das ich zu einem Garten mache. Am Morgen wollte ich in diesem Garten arbeiten und am Abend Verse schreiben. Auch von Ihnen sollte ich nicht reden. Ich weiß es schon. Aber vielleicht würden Sie immer besser, daß ich jenen vielen das Brot der Seele geben könnte, nachdem sie unwissend hungern.“

„Daso! Der Staatsdienst scheint mir aber auch keine leide Sache für Sie.“

„Das ist möglich und auch ganz schön, wenn ich mir vorstelle, einer Gesamtheit zu dienen, für ihr Wohl. Eine große Sache!“ meinte Marzelin und setzte plötzlich, mit einem tiefen Seufzer, hoffnungslos und traurig hinzu: „Aber was nützte das alles, ohne Liebe!“

„Da haben wir's“, murkte der Syndikus. „Fort müssen Sie auf jeden Fall von hier. Gehen Sie ein wenig in die Fremde, nach Paris zum Beispiel.“ Und damit schritt er hallend davon, durch die nächtlich stillen Gassen.

(Fortsetzung folgt.)

Bergwinter.

Tief im Schnee die Hütten stehen,
Lastenschwere Fichten reden
Wipfelschlank sich in das Licht.
Rings herrscht ernstes Todeschweigen,
Nur ein Rabe will sich zeigen,
Sein Gefräuze stört hier nicht.

Schwarze Schwingen ob der Stätte,
Wo des Kirchleins Silhouette
Aus dem Morgendämmer tritt.
Fast gespenstisch Leichensteine
Rappen tragen, plötzlich eine
Sinti, der Vogel reiht sie mit.

Und am Dach der kleinen Pforte
Hängt das Eis, des Priesters Worte
Sind im Innern längst verhallt.
Nicht mehr grüßt geweihter Kerzen
Schein den bleichen Mann der Schmerzen
Und kein Kyrie erschallt.

Überm Grat die ersten Strahlen
Zarte Schleier golden malen,
Schon ein blasser Schimmer fällt
Auf das Kreuz vom Bergeshänge,
Doch das Glöcklein schlafst am Strange,
Den der Frost im Banne hält.

Hans Peter Jöhner.